
Hermann Lenz

Leben und Schreiben

Frankfurter Vorlesungen

edition suhrkamp

SV

es 1425

edition suhrkamp

Neue Folge Band 425

»Vor dreißig Jahren sagte einer, mich und meine Schreiberei betreffend: ›Gib's doch auf.« Dabei lächelte er freundlich.« Hermann Lenz hat sich jedoch durch diese Äußerung nicht entmutigen lassen und beharrlich seinen schriftstellerischen Weg verfolgt. Von diesem erzählte er in seinen Poetik-Vorlesungen im Sommersemester 1986 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt. Als »roten Faden« dieser Erzählung kann man drei Schichten unterscheiden, »die sich im geologischen Sinn überlagern, um dann und wann in einer sogenannten ›Verwerfung‹ gemischt zu werden. Es handelt sich dabei um die verschiedenen Erscheinungsformen der Zeit, von denen als erste die uns allen präsenste Gegenwart zu nennen wäre, in der sich das Selbsterlebte ablagert wie in einem autobiographischen Roman. Der freilich wird von der historisch gewordenen Zeit bestimmt; denn wann beginnt die Gegenwart? Außerhalb der Zeit aber bewegt sich der Traum, der alle Zeitelemente einschmilzt, und als dritte Schicht zu bezeichnen wäre. Mit Hilfe der Phantasie ist es möglich, die Zeit zu überwinden, sie aufzulösen, das Vergangene zum Gegenwärtigen zu machen und umgekehrt ...« Fünf Portraits von Schriftstellerkollegen beschließen den vorliegenden Band.

Hermann Lenz
Leben und Schreiben

Frankfurter Vorlesungen

Suhrkamp



2. Auflage 2023

Erste Auflage 1986

edition suhrkamp 1425

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 1986

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-11425-4

www.suhrkamp.de

Leben und Schreiben

I. Vorlesung

Vor dreißig Jahren sagte einer, mich und meine Schreiberei betreffend: »Gib's doch auf.« Dabei lächelte er freundlich.

»Nein, nie«, antwortete ich ihm und war über mich selbst verwundert; denn damals hatte ich so gut (oder so schlecht) wie keinen Erfolg. Aber ich mußte schreiben.

Nun, allmählich weiß ich, was los ist. Und was das literarische Leben anlangt, so wird mir immer wieder dies und das hingerieben oder unter die Nas' gezwängt, zum Beispiel, ob ich mich verkannt fühle. Vielleicht versucht sogar der und jener, mich in eine bestimmte Richtung zu bugsieren, handle es sich dabei nun um Realismus, Radikalismus, Sozialismus, Kommunismus, Eskapismus oder gar Konservatismus. Das ist eine durchaus legitime Verhaltensweise, und einer wie ich denkt dabei: wie's halt so geht ...

Allerdings kann einem durch derlei Hinweise manchmal eins ausgewischt werden. Dann bleibt dir nichts anderes übrig, als so zu tun, als ob nix wär. Und ich gedenke der verschiedenartigen Urteile über meine Arbeit, die mir, sozusagen mundfrisch, zu Ohren kamen. Von ihnen schrieb ich vor Jahrzehnten einige auf, und sie haben sich in der Zwischenzeit mehrmals wiederholt.

So ließ mich ein Kollege, der ernsthaft um mein literarisches Wohl und Wehe besorgt war, wissen, ich solle froh sein, daß ich keine Traumgeschichten mehr schreibe: »Denn wer nimmt sie Ihnen schon ab?« fügte er hinzu und hatte recht, während ein anderer die Meinung äußerte: »Du kannst sagen, was du willst, aber deine Traumgeschichten sind das Beste, was du bisher zustande ge-

bracht hast.«

Dann hieß es, ich müsse blutvoller schreiben. Was ich bisher gemacht habe, das sei Komplexliteratur, doch widersprach dem ein vierter, der mir anvertraute: »Wenn Sie nicht diesen dämonischen – oder wie man's nennen will – Schimmer in Ihren Sachen hätten, dann wäre es nicht mehr als etwa das, was der XY macht.«

Später wurde mir über eines meiner Bücher mitgeteilt: »Das ist für mich zu hoffnungslos. So ist das Leben doch nun auch wieder nicht.« Bald darauf hörte ich: »Schriftsteller müssen das Leben hoffnungslos schildern, damit mir ihre Schreiberei gefällt. Ihr ›Hotel Memoria‹ ist großartig.« Doch ein unbestechlicher Kenner befand: »Daß Ihr ›Hotel Memoria‹ egozentrisch ist, das kann man wohl schon sagen.« Und ich fragte mich, ob ein anderer vielleicht doch recht habe, wenn er von mir behauptete, ich liebe das Morbide; denn brüchig ist ja so gut wie alles, sowohl im Leben als auch in der Kunst. Und ich erinnerte mich an eine Dame, die *Das doppelte Gesicht*, einen Band, der drei Erzählungen enthält, gelesen und eine Freundin gefragt hatte: »Was ist das für ein Mensch, der das geschrieben hat? Der ist doch dekadent.«

Schließlich erfuhr ich, daß es meinen Arbeiten an der gedanklichen Durchdringung mangle, obwohl man mich bald darauf wissen ließ: »Überhaupt scheint das Gedankliche in Ihren Arbeiten ein zu starkes Gewicht zu haben.«

Nachdem ich all dies angehört hatte, blieb ich im Unklaren darüber, nach wem ich mich richten sollte, und kam schließlich darauf, mir zu raten: Richte dich nach dir selbst.

Leider gehöre ich nicht zu denen, die kühnen Blicks ihres Weges ziehen und denen nichts etwas anhaben kann. Aber ich bemühe mich darum, alles – und speziell das Negative – aufzunehmen, um herauszubringen, was der

Kritiker will. Und zuweilen beschleicht mich heute noch das Gefühl, daß es mich und meine Bücher eigentlich nicht geben dürfte; denn mir kommt's ab und an so vor, als ob ich kein »Zeitgenosse« sei.

Oder bist du doch einer? Ein anderer vielleicht, denn schließlich lebst du im zwanzigsten Jahrhundert. Und was hilft's dir, wenn du manchmal zu dir sagst: Am liebsten wärest du ein Minnesänger geworden, allerdings ein wohlhabender, aber im 13. Jahrhundert? Nach vorwärts, also in die Zukunft, kann niemand die eigene Existenz projizieren, weil er schließlich nicht weiß, was kommt. Nach rückwärts ist's möglich, weil in der überlieferten Poesie jede Stimmung der Vergangenheit spürbar wird, und als Zeitgenosse von Walther, Gottfried und Wolfram wär's vielleicht gar nicht mal so schlecht gewesen.

Aber lassen wir das und wenden wir uns dem Begriff des »Zeitgenossen« zu.

Zu ihm gehört das, was man ein »zeitadäquates Bewußtsein« nennt, und ich wüßte gern, was man darunter versteht. Vielleicht begegne ich einmal einer Darstellung dieses Begriffs oder dieses Phänomens, falls ich so sagen darf, und mir erklärt ein scharfsinniger Kopf, was es damit auf sich hat. Bis heute konnte ich mir nur dann und wann eine Ahnung davon verschaffen, beispielsweise, wenn es galt, den Inhalt eines zeitgenössischen Theaterstücks aus einer Kritik herauszuschälen. Dann hatte ich ein Gefühl dessen, was man zeitadäquates Bewußtsein nennt.

Ist es eine Mischung von gesellschaftspolitischer Relevanz, Aufmüpfigkeit, Konsum-, Drogen-, Prestige-, Sex- und Revolutionsbereitschaft, oder eine Umschreibung dessen, was manchmal »die Probleme unserer Zeit verbalisieren« genannt wird? Dann müßte der Erzähler alles,

was in der Zeitung steht, auf seine Weise noch einmal gegenwärtig machen, obwohl die Kollegen von der Zeitung dies weitaus präziser zustande bringen, allerdings nicht auf den Feuilleton-Seiten; denn ich meine, dafür seien – zumindest bei uns – die politischen Schriftsteller da, die auf den ersten Seiten zu Wort kommen.

Wir vom Feuilleton aber gelten doch sowieso als Träumer, und dies sollte uns recht sein. Und ich meine, so etwas wie »zeitadäquates Bewußtsein« sei eine Zusammenstellung von Wörtern, mit der vielleicht das früher geltende Wort »Lebensgefühl« ins Moderne übersetzt wird. »Zeitadäquat« könnte auch bedeuten, daß etwas existiert, das unseren heutigen Vorstellungen entspricht. Der Roman soll also »Wirklichkeit« widerspiegeln (womit wohl ganz einfach so etwas wie »das Leben« gemeint ist), damit beim Lesen von logisch oder alogisch aneinandergereihten Sätzen, die Bilder, Empfindungen und Redeweisen suggerieren, ein Zusammenhang fühl- oder erkennbar wird. Und dieser Zusammenhang soll möglichst vielen, ja am Ende gar allen Menschen als »objektive Wirklichkeit« erscheinen. Ist mit »objektiver Wirklichkeit« auch die Wirklichkeit der Träume gemeint, weil jeder Autor nur ein Spiegelbild dessen darstellt, was er für »wirklich« hält?

Jede Erzählung spielt in irgendeiner Zeit, und vielleicht gibt es auch so etwas wie »Gegenwart«. Ich überlege mir die nächste Zeile, sie ist im Kopf umrißhaft fertig, verfestigt sich beim Schreiben und wird Vergangenheit. Und weil jeder Erzähler nur Vergangenes berichten kann, benutzt er das Imperfekt wie Thomas Mann, dieser »raunende Beschwörer des Imperfekts«, der auch eine Novelle im Präsens geschrieben hat.

Wer ihn erwähnt, verschanzt sich nicht mehr hinter einem Beachtenswürdigen, weil Thomas Mann in unseren

Tagen von vielen, die über ein zeitadäquates Bewußtsein verfügen, nicht anerkannt wird, sei's um gewisser Rivalitätsgefühle willen, sei's aus poetologischen Gründen. Die karikaturistischen und parodistischen Elemente seiner Arbeiten gelten gerade noch als zeitadäquat, während seine vielschichtige Darstellungsweise für veraltet gehalten wird.

Was aber ist ein »zeitadäquates Bewußtsein«? und wer bringt es dem Leser nahe? Wahrscheinlich die Bestsellerautoren, weil sich mit ihren Wirklichkeitsspiegelbildern viele identifizieren können und »Wirklichkeit« und »zeitadäquates Bewußtsein« Gefühle sind, die jeder in sich hat oder – wie manche Literaturbeobachter meinen – in sich haben sollte. Man redet von »Zeitgenossenschaft« und sagt, die oder der sei eine Zeitgenossin oder ein Zeitgenosse, während diese und jener keine Zeitgenossen seien, obwohl sie alle in der Gegenwart leben.

Kurioser Sachverhalt. Und wiederum erinnere ich mich des steilen Gebots, jeder Autor habe »die Wirklichkeit« darzustellen. Wessen Wirklichkeit? frage ich mich dann und denke an die Milliarden anderer Menschen, von denen jeder eine andere »Wirklichkeit« vor Augen oder im Kopfe hat. Vielleicht aber geht es darum, im Roman das zu verwirklichen, was 1845 Gabriel Désiré Laverdant forderte, als er von der Kunst als »Ausdruck der Gesellschaft« schrieb und verlangte, sie habe »mit brutalem Pinsel« alle Brutalitäten, alle Schmutzigkeiten, die auf dem Grunde unserer Gesellschaft vorhanden sind, zu offenbaren. Und ich frage mich, ob beispielsweise Karl Gutzkow, der von 1811 bis 1878 lebte, diese Schrift seines Zeitgenossen Laverdant kannte und ihre Forderungen zu erfüllen bemüht war. Schließlich trat Gutzkow für allerlei Freiheiten wie »Die Rehabilitation des Fleisches«, die Emanzipation der Frau, die Reform der Ehe, die Freiheit

des Glaubens und so weiter ein; denn zum Romancier gehört auch heute wieder ein ideologisches Rüstzeug, oder wie man derlei nennen will.

Ich kann Ihnen von alledem so gut wie nichts bieten, weil ich nur ein Erzähler bin. Irgendwelche Theoreme oder Theorien dürfen Sie, wie bereits vermerkt, von mir nicht erwarten, weil ich mich nicht programmatisch äußern kann.

Was aber das betrifft, was man gemeinhin einen »roten Faden«, einen »durchgehenden Gedanken« oder gar einen »Aufhänger« (ein saloppes Wort) zu nennen liebt, so hoffe ich, daß Sie in diesen Aufzeichnungen, aus denen ich Ihnen vorlese, wie in meinen Büchern drei Schichten feststellen können, die sich im geologischen Sinn überlagern, um dann und wann in einer sogenannten »Verwerfung« gemischt zu werden.

Es handelt sich dabei um die verschiedenen Erscheinungsformen der Zeit, von denen als erste die uns allen präsente Gegenwart zu nennen wäre, in der sich das Selbsterlebte ablagert wie in einem autobiographischen Roman.

Der freilich wird von der bereits historisch gewordenen Zeit bestimmt; denn wann beginnt die Gegenwart? Doch wohl mit dem Geburtstag, also bei mir am 26. Februar 1913, einem längst tief historisch gewordenen Tag, hinweggeschwemmt vom Zeitenfluß, aber noch gegenwärtig in mir selbst, als Mensch oder Figur, wie Sie wollen. Ich aber bin, wie jedes Lebewesen, nicht ohne Vater und Mutter, also nicht ohne Vergangenheit, denkbar, wie ein Stuhl oder jeder andere Gegenstand, der ohne den nicht existiert, der ihn gemacht hat. Weshalb die Vergangenheit in alles hineinreicht und ohne Vergangenheit, die sich als Erfahrung manifestiert, nichts existiert. Dazu kommen die in jeder Familie überlieferten Geschichten, die Vater

und Mutter erzählen, weshalb die Historie bis zu den Groß- und Urgroßeltern lebendig bleibt. Wobei daran erinnert werden darf, daß Geschichte nichts anderes ist als das Geschichtete, das Abgelagerte, von dem uns die Erdgeschichte ein deutliches Bild vor Augen stellt.

Außerhalb der Zeit aber bewegt sich der Traum, der alle Zeitelemente einschmilzt, und als dritte Schicht zu bezeichnen wäre. Mit Hilfe der Phantasie ist es möglich, die Zeit zu überwinden, sie aufzulösen, das Vergangene zum Gegenwärtigen zu machen und umgekehrt. Und wie du das Vergangene und das Gegenwärtige in deinen Niederschriften festhalten kannst (freilich nur so, wie es dir erscheint), ist es möglich, durch die Phantasie in einen Raum einzudringen, wo alle Erscheinungsformen der Zeit gleichzeitig gegenwärtig sind.

Ich kann Ihnen hier nur ein paar Nachrichten vom Leben und Schreiben dessen vermitteln, der sich seine Erfahrungen bewußt machen will und zu sich selber sagt: Vielleicht findest du einmal jemand, der manches so sieht wie du.

An einem regnerischen Tag – um genau zu sein: am 8. April 1922 – schrieb ich mit Bleistift in Künzelsau, einer Oberamtsstadt in Hohenlohe-Franken, folgendes auf ein liniertes, inzwischen vergilbtes Blatt:

»Eines Abends, als meine Eltern am Tische saßen und batschten, da sagte mein Vater: hole mir meinen Tabaksbeutel. Ich tat, was mein Vater mir sagte. Dann stopfte er seine Pfeife. Als er damit fertig war, sagte er: und ich will jetzt eine – und dann schrieen wir was wir konnten: Feife schmauchen. Meine Eltern huben sich die Ohren zu. Als wir ausgeschrieen hatten, sagte mein Vater: Du bist ganz rot geworden. Da mußten wir alle lachen.«

Auf der Rückseite des Blattes ist, ebenfalls von meiner Hand, vermerkt: »Beim Schulspielen an einem Regentag Hermann.«

Als Lehrerin fungierte meine Mutter. Sie versah mein Skriptum mit »sgt«, was »sehr gut« bedeutete, obwohl mir zwei Nachlässigkeiten, die Interpunktion betreffend, sowie ein falsches Imperfekt untergekommen waren. In der Schule – ich war damals neun Jahre alt – reichte es bei mir nie zu einer derart spektakulären Note, weil ich, außer Dienst, wenn ich so sagen darf, so gut wie nichts las und schrieb, statt dessen aber in den Gassen der Stadt herumstreunte.

Ich war – um mich wiederum der Genauigkeit zu befleißigen, denn die Zeugnisse haben sich erhalten – der 6. bis 8. unter 29 Schülern und meine, das sei gar nicht mal so schlecht gewesen.

Was aber mein Skriptum betrifft, diese Niederschrift aus dem Familienleben eines Sohnes der mittleren Schicht (der Vater war Zeichenlehrer an einem Lehrerseminar – heute sagt man dafür Kunsterzieher, obwohl niemand zur Kunst erzogen werden kann), so meine ich, sei's vielleicht instruktiv, es germanistisch streng, aber gerecht unter die Lupe zu nehmen. Sie, meine verehrten Zuhörer, können dies zwar besser als ich, der sich um Germanistik nur nebenbei und ohne Examensabschluß bemühte. Aber es macht nichts.

Jedenfalls fällt auf, daß der Verfasser bereits in der zweiten Zeile sich eines lediglich im schwäbischen Lebensbezirk des heutigen Landes Baden-Württemberg heimischen Ausdrucks, und zwar des Wortes »batschen« mit langem a, bediente, was soviel wie schwatzen oder durcheinanderreden bedeutet. Die Aufnahme dieses Dialektwortes in einen hochdeutschen Text wäre ihm jedenfalls 1922 von jedem gewissenhaften Lehrer als Fehler angekreidet worden, wie ihm nach 1966, als sein Roman *Verlassene Zimmer* erschienen war, von manchen Kritikern dann und wann die Einsprengsel schwäbischer Mundart gnädig oder her-

ablassend »unter die Nas' gezwängt« wurden, wie Mörikes Tochter Fanny zu sagen pflegte. Aber nachdem Martin Walser in seinen späteren Romanen sich dieselbe Freiheit herausgenommen hatte, wurde mein zuvor belächeltes Tun im nachhinein stillschweigend abgesegnet, falls ich so sagen darf.

Um aber wieder auf jenen jugendlichen Verfasser vom 8. April 1922 zurückzukommen, so muß angemerkt werden, daß derselbe schon damals das Persönliche und Private darstellte und sich um die Vermittlung einer Atmosphäre bemühte, wie er sich dies auch später dann und wann angelegen sein ließ. Nebenbei sei vermerkt, daß er sogar norddeutsche Anklänge berücksichtigte, indem er statt »Pfeife« die vornehme Form »Feife« in seinen Text einbrachte, weil sein Vater dieselbe öfters gebrauchte.

Doch all dies muß gründlicheren Forschungen von berufener Hand vorbehalten bleiben. Vorwegnehmen will ich da nichts und überlasse alles Weitere jenen Meistern der Fachwissenschaft, die meine Bemühungen einer sachkundigen Untersuchung würdigen wollen, falls sie dazu Lust verspüren oder die Absicht haben, ihren Doktorgrad an Hand meiner Sätze zu erwerben. Pflegte doch Hermann Kasack mir gegenüber zu äußern: »Sie müssen Bücher schreiben, damit Studenten Doktorarbeiten machen können«; denn wir sind alle aufeinander angewiesen.

Als Kind gehörten Lesen und Schreiben zur Schularbeit, also zu einem Dienst, den ich lustlos abzuleisten pflegte. Am liebsten wär' ich ihm ausgewichen. *Rulaman* und *Robinson* waren die Bücher, die ich damals neben einem Naturgeschichtsbuch meines Vaters las, denn Beschreibungen von Tieren und Pflanzen erschienen mir, übrigens zusammen mit Grimms Märchen, als etwas Außergewöhnliches.

Trotzdem lockten die Bücher. Wenn ich mit den Eltern

und meiner Schwester sonntags spaziereng, holte ich Blumen von den Hängen des Kochertals und gab sie meiner Schwester, die sagte: »Dafür kriegst du alles, was im Bücherschrank drin ist.«

So holte ich mir Stifter und Shakespeare und legte sie in mein Pult. Lesen freilich tat ich sie nicht. Die Bücher zogen mich an, und das Schreiben machte mir Freude; weshalb ich mir an verregneten Feiertagen auf dem Dachboden unseres 1711 erbauten Hauses aus zwei Waschböcken und einem Reißbrett einen Schreibtisch zusammenbaute und Briefe an meinen Freund Gustav schrieb, der meine Schwester war. Bücher meines Vaters schichtete ich um mich auf, von denen eines *Leitfaden der Pädagogik* hieß; denn, immerhin, ich las die Titel der Bücher.

Dies änderte sich erst in Stuttgart, nachdem ich zur Konfirmation Mörikes Werke bekommen hatte. Zunächst freilich zögerte ich auch hier noch. Aber mir gefielen die goldbepreßten Lederrücken der vier Bände, und nach ein paar Monaten schaute ich in sie hinein.

Mich erfreuten zunächst die Gedichte. Die saugten mich sozusagen an, und bald las ich nur Mörike. Verschaffte mir auch in Reclam-Ausgaben Übersetzungen von Catulls, Anakreons und Theokrits Versen, weil Mörike sie studiert hatte. Seine Briefe las ich, als wären sie an mich geschrieben worden, und ich meine, nun, da in der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Mörikes Werken zwei Briefbände erschienen sind, es lohne sich, einmal nur Mörikes Briefe zu lesen, in denen das Persönliche und Private ebenso lebendig wird wie das Allgemeine. Und es kommt mir – Sie werden lächeln – wenig verschieden von allem Heutigen vor. Immerhin, wenn Sie das Technische weglassen, die Errungenschaften der Industrie vergessen zugunsten eines Wintermorgens vor Sonnen-

aufgang und wie der auf Sie wirkt, dann kommen Sie zu sich selbst.

Dies nur als Beispiel. Wobei ich mir anzumerken erlaube, daß die Empfindungen und Gefühle immer noch aktuell sind wie das Gras und das Bachwasser, das uns, des sauren Regens zum Trotz, hoffentlich überleben wird. Am Waldrand zu liegen, den Rucksack im Nacken, das lohnt sich immer noch. Und Sie wiederholen bei sich die Strophen: »Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage / Dem Kuckuck horchend, in dem Grase liegen.«

Und so weiter. Die Welt reinigt sich in Mörikes Versen auch heute noch wie damals, als ich sechzehn Jahre jung war und für »ein bißchen g'spässig«, also für seltsam, galt. Ja, das stimmte schon, ich ließ mir Zeit und wartete ab als ein junger Mann, der sich etwas vorstellt, das es nicht gibt. Es war noch weit bis zu jenem Aufsatz, den ich 1982 für eine Reprint-Ausgabe der ersten Auflage von Mörikes Gedichten schrieb. Um 1930 las ich außer Mörike auch Ludwig Tiecks Novellen *Wunderlichkeiten* und *Des Lebens Überfluß* nur, weil in Mörikes Briefen der Name Tieck vorkommt, übrigens wie Oliver Goldsmiths *Der Landprediger von Wakefield*, den ich mir ebenfalls von der ersten bis zur letzten Zeile zu Gemüte führte. Als scharfsinniger Literaturkenner ging ich damals nicht zu Werk. Und bis heute habe ich mir die Fähigkeiten für ein solches Amt nicht erwerben können. Allerdings strebte ich so etwas auch nicht an.

Mir war's unmöglich, Mörike als »Nachklassiker« oder »Nachromantiker« einzuordnen, auch hatte ich damals kein distanziertes Verhältnis zur Literatur. Bestimmt wurde dies durch das Gefühl für innere Zustände und für Situationen, die ich gerne miterlebt hätte. Solche kämpferischer Natur waren nicht darunter, obwohl mir die hochgespannte Empfindsamkeit des *Maler Nolten* ver-

traut erschien. Allerdings hatte ich das Gefühl, es sei unmöglich, heutzutage mit einer derart verfeinerten Reaktionsfähigkeit, wie Mörike sie in seinem Roman darstellt, bestehen zu können. Weshalb es angebracht erschien, mir nichts davon anmerken zu lassen und mich, so gut es ging, als ein nach allen Seiten freundliches Gemüt zu erweisen. Es fiel mir nicht schwer, weil fast alle, die mit mir zur Schule gingen, an politischen Auseinandersetzungen nicht interessiert waren. Und als ein Lehrer sagte: »Es heißt oft, die deutsche Jugend sei völkisch gesinnt. Wie denken Sie darüber?« stand einer auf, drehte sich halb zur Klasse um und sagte: »Von denen wissen doch die wenigsten, was ›völkisch‹ ist.«

Das stimmte. Ich wußte es auch nicht, bekam aber davon eine Ahnung, als einer meiner Mitschüler zu mir sagte: »Du bist beim Volksverband der Bücherfreunde. Das ist eine jüdische Gründung, die den deutschen Buchhandel kaputt macht.« Es handelte sich um einen Lesering oder eine Buchgemeinschaft, wie man heute sagen würde.

Verbergen ließ sich das Interesse für Literatur also nicht. Auch, daß ich Gedichte machte, sprach sich herum. – »Du bist zu empfindlich«, sagte man zu mir, und der Rektor unseres Gymnasiums, der uns in Latein unterrichtete, ließ mich vor allen anderen wissen: »Sie sind sich zu weich«, womit er recht hatte; denn, immerhin, es war die Zeit der harten Herzen und der wahrscheinlich noch härteren Männer.

Mein Nebensitzer sagte in einer Pause zu mir: »Mach ein Gedicht.« Ich lachte, besann mich aber und schrieb einige Verse in schwäbischem Dialekt, bloß so des Gaudiums wegen:

's Dörfle leit em Sonneschei,
Em Gläsle stoht dr Täleswei',

Dr' Beck hockt vor sei'm Lädle.
Om alle wackliche Kamee
Fliagt om dia Dächer wonderfei'
Dr' goldich Rauch en d' Sonne nei.

Ziemlich idyllisch, was? Anno 1930, als es geschrieben wurde, galt dieses Gedicht, zumindest in jener bürgerlichen Sphäre, der ich und mein Nebensitzer angehörten, keineswegs als Verfehlung wider den heiligen Zeitgeist. Spektakuläre Leistung war's aber schon damals keine, obwohl es mein Schulfreund mit nach Hause nahm und aufhob. Fünfundzwanzig Jahre später schrieb er mir, daß er's verloren habe, und, falls ich mich seiner noch entsänne, solle ich's doch zum zweitenmal aufschreiben und ihm schicken. Ich tat's, und er schrieb mir, inzwischen habe er meine erste Niederschrift wiedergefunden.

Sie sehen, ich hatte also schon als Sechzehnjähriger *einen* Leser, der derselben Generation wie ich angehörte. Insgesamt war er der dritte, weil der erste mein Vater war, für den ich 1929 als Weihnachtsgeschenk mein Gedicht »Der Türmer« mit Tusche in gotischer Druckschrift abgeschrieben hatte. Ihm ist der Deutschlehrer des Lehrerseminars in Künzelsau gefolgt, der Doktor Römer hieß und einen geräumigen Urväter-Schreibtisch hatte, über dem seine lange Tabakspfeife hing. Ihm widmete ich ein Erzählgedicht, wie man heute sagt, das in Trochäen abgefaßt war. Er selbst kam darin vor, und ich zeichnete aus der Erinnerung seinen Glatzkopf mit zwei Nackenwülsten mittlerer Größe hinzu. Das Versmaß hatte ich bei Victor von Scheffels *Trompeter von Säckingen* gelernt.

In der Sommervakanz vor dem Abitur, als ich allein zu Hause war, während meine Eltern mit der Schwester in Berchtesgaden Ferien machten, las ich vormittags im Garten mehrere Novellen von Stifter, eine Lektüre, die für